

# „Wir sind die andere Kirche“

in Spiegel Special 3/2005, 7. April 2005, Seite 118 ff.

**Katholische Reformer haben sich weltweit vernetzt. Sie kämpfen unverdrossen gegen die Erstarrung ihrer Glaubensgemeinschaft. Erneuerung erwarten sie längst nicht mehr von oben, sie setzen auf den Aufstand der Basis.**

Der Aufstand gegen den Vatikan in Deutschland begann auf engstem Raum: zwei Zimmer und eine kleine Küche in der hannoverschen Vorstadt – die Privatwohnung des Stadtplaners Christian Weisner, eines engagierten Katholiken.

Von hier aus wollten Weisner und seine Freunde Mitte der neunziger Jahre die Welt verändern, die kirchliche zumindest – mit Hilfe einer Kampagne, die sie „Kirchenvolksbegehren“ nannten.

Bei Weisner zu Hause gaben fortan die Aktivisten der Initiative „Wir sind Kirche“ den Ton an. In Wohnzimmer und Flur werkelten Freiwillige, versandten Adressenlisten, beantworteten Anfragen und registrierten die positiven Rückläufe. Ihre Aktenordner füllten schließlich Schlafzimmer und Bad. Immer mehr Pressevertreter kamen vorbei und interviewten, auf Kartons sitzend, die katholischen Erneuerer. Ihre Mikrofone platzierten sie auf der Küchenspüle.

Das Echo der kirchlichen Obrigkeit ließ nicht auf sich warten: Die Bischofskonferenz weigerte sich, den aufmüpfigen Laien die Diskette mit den Anschriften aller deutschen Pfarreien herauszugeben. Die Initiative musste sie für teures Geld bei einem Adressenverlag kaufen. Der Begeisterung an der katholischen Basis tat das keinen Abbruch.

Aus den Gemeinden kamen nicht nur massenhaft Unterschriftenlisten zurück, es meldeten sich auch Hunderte Unterstützer, die bis heute in einem fein organisierten Netz von etwa 800 Kontaktgruppen die „Kirchenvolksbewegung“ in Deutschland am Leben erhalten. Am Ende des Kirchenvolksbegehrens hatten mehr als anderthalb Millionen Katholiken für eine grundlegende Reform ihrer Glaubensgemeinschaft votiert.

Die Protestbewegung gegen die Verkrustung der Institution Kirche ging seit Mitte der neunziger Jahre wie eine Welle durch die katholische Welt. Angestoßen hatten sie in Europa maßgeblich kritische Gruppen in Österreich, die 1995 als Reaktion auf den Missbrauchsskandal um den damaligen Wiener Erzbischof und Kardinal Hans Hermann Groër das erste Kirchenvolksbegehren starteten.

In mehr als 30 Ländern gibt es inzwischen ähnlich spontan entstandene Gruppen wie in Hannover. In Südtirol heißen sie „Initiativgruppe für eine lebendigere Kirche“, in Kanada „Catholics of Vision“, in Katalonien „Som Església“.

In Südafrika koordiniert Dina Cormick die „Women’s Ordination South Africa“, eine Frauengruppe in Durban, die sich seit dem Sieg über die Apartheid für Geschlechtergerechtigkeit in der katholischen Kirche einsetzt. In Australien gibt es die „Australien Reforming Catholics“, ein Netzwerk kritischer Gläubiger, das sich vor allem dafür einsetzt, Frauen als Priesterinnen zuzulassen – eines der schönsten Tabus für Papst und Bischöfe.

Gegen das Eheverbot für Kleriker kämpft die „Vereinigung katholischer Priester und ihrer Frauen“, Frauengruppen wie „Maria von Magdala“ streiten für eine feministische Theologie, und die politisch besonders agile US-Gruppierung „Catholics for a Free Choice“ streitet für die Freiheit der Gläubigen von obrigkeitlicher Bevormundung.

Eine weltweite Organisation der kirchenkritischen Basis gibt es bislang nicht. Doch die Forderungen sind überall die gleichen. Der Deutsche Christian Weisner zählt sie an den Fingern einer Hand auf. Erstens: Aufbau einer geschwisterlichen Kirche; zweitens: Gleichberechtigung der Frauen in allen kirchlichen Ämtern; drittens: kein Pflichtzölibat; viertens: positive Bewertung der Sexualität; und fünftens: Frohbotschaft statt Drohbotschaft. Das Letzte ist ihm besonders wichtig. „Gemeint ist ein anderer Umfang mit den gläubigen

Menschen, nach außen wie nach innen. Zum Beispiel ein menschlicher Umgang der Kirche mit den heute noch ausgegrenzten – den Geschiedenen, die wieder heiraten wollen, den Priestern, die eine Familie gründen möchten, den Homosexuellen, die zusammenleben wollen, um nur einige zu nennen“.

Bislang hat der Vatikan keine einzige dieser Forderungen erfüllt, im Gegenteil: Aus Rom kommen immer schärfere Verdikte – gegen Schwule etwa oder gegen die Zulassung von Priesterinnen. Dennoch sehen Reformer wie Weisner „überall in der Kirche Hoffnungszeichen“, weil sich „in immer mehr Ländern immer mehr Gläubige für eine offenere, demokratischere Kirche engagieren“.

„Das Kirchenvolksbegehren zum Beispiel“, sagt Weisner, „und die damit verbundenen Diskussionen haben in den Köpfen und Herzen der Menschen, die schon an der Kirche resigniert waren, viel bewegt“. Zu spüren sei dies besonders auf den Katholikentagen oder bei den großen ökumenischen Treffen.

1998 publizierten mehr als 140 katholische Gruppen aus allen Kontinenten unter der Überschrift „Ein Papst für die anbrechende Zeit: Bischof von Rom und universaler Hirte“ ein gemeinsames Statement zum Leitungsstil in der römisch-katholischen Kirche. Sie forderten ein Modell von Kirche, das auf einer „Jüngerschaft von Gleichen“ aufbaut und durch einen Leitungsstil von „Teilhabe, Dialog und Offenheit für grundlegende Veränderung bestimmt“ ist. Der Wunschapost der Basis soll ein Leitungsamt mit anderen Bischöfen und dem ganzen Volk Gottes teilen Er dankt ab, sobald er das Rücktrittsalter für Bischöfe erreicht hat, also mit 75. Johannes Paul II., Jahrgang 1920, war nach dieser Wunschliste 1998 bereits seit drei Jahren überfällig.

Ein Jahr später trafen sich anlässlich der offiziellen Bischofssynode 100 Delegierte von Basisgruppen aus zwölf Ländern in Rom, um parallel zu den Oberhirten über den Zustand der Kirche zu debattieren. Doch der damalige Generalsekretär der Synode, der belgische Kardinal Jan Schotte, weitete sich, die Ergebnisse der „Nebensynode“ entgegenzunehmen. Die Basiskatholiken nahmen trotzdem positive Eindrücke aus der heiligen Stadt mit: Aus Gesprächen mit Bischöfen und Kardinälen hörten sie heraus, dass auch mancher Kirchenfunktionär mit seiner Institution unzufrieden ist.

Auch die traditionellen katholischen Laienverbände und –zusammenschlüsse wie das „Zentralkomitee der deutschen Katholiken“ unterstützten mittlerweile Forderungen der Kirchenvolksbewegung. „Insgesamt hat ein Bewusstseinswandel stattgefunden hin zu mehr Eigenverantwortlichkeit in den Gemeinden, freiere Gewissensentscheidungen bis hin zum mutigen Widerstand gegen den Papst wie in der Frage der Schwangerenkonfliktberatung. Ohne diese neue Hoffnung wären sicher noch mehr Menschen aus der Kirche ausgetreten“, betont Eva-Maria Kiklas von der Vereinigung „Wir sind Kirche“.

Jahrelang war nicht die Kritik von innen und unten, sondern der lautlose Ausstieg aus der Kirche das größte Problem der Oberhirten. In Deutschland verlor die katholische Kirche von 1993 bis 2003, innerhalb von 10 Jahren, 1,8 Millionen Mitglieder, sie schrumpfte von 28 auf 26,2 Millionen Menschen.

Der katholische Christ 2005 lebt eher in Lateinamerika als in Europa, spricht eher Spanisch als irgendeine andere Sprache, gehört eher zu einer unterprivilegierten denn zu einer bürgerlichen Schicht.

Genau die Hälfte der insgesamt 1,086 Milliarden Mitglieder der katholischen Kirche ist in Nord-, Mittel- und Südamerika daheim. Die europäischen Katholiken stellen noch 26 Prozent, Afrika derzeit 134 und Asien 10 Prozent. Die Kirchen Afrikas und Asiens gelten als die „jungen Kirchen“. Deutschland, die Niederlande oder Österreich, die im 19. Jahrhundert mit einer Vielzahl von Missionaren zur Ausbreitung der katholischen Kirche beitrugen, stehen heute für Resignation und Stillstand.

Die katholische französische Tageszeitung „La Croix“ veröffentlichte im August 2004 etwa Zahlen des klösterlichen Abstiegs. Seit Amtsantritt von Johannes Paul II. anno 1978 hat sich

die Zahl der Ordensfrauen in Europa von 550 000 auf 350 0900 verringert, die Zahl der Ordensbrüder ohne Priesterweihe von 37 000 auf unter 20 000 fast halbiert.

In manchen europäischen Ländern ist der Niedergang besonders spürbar, etwa in Deutschland, wo die Zahl der Ordensfrauen während des Pontifikats des polnischen Papstes von 70 000 auf 36 000 zurückging, in Österreich von 12 300 auf 5400, in Frankreich von 90 000 auf 45 000, in Holland von 23 000 auf 10 000. Selbst in Italien, Irland und Polen sind die Zahlen gesunken, in Irland um ein Viertel, in Italien um ein Drittel.

An Kandidaten für den Priesterberuf mangelt es auf dem gesamten Kontinent. In Westeuropa ist der Rückgang am spektakulärsten. Von 1990 bis 2003 sank die Zahl der Bewerber in Deutschland von 2876 auf 1128, in Frankreich von 1521 auf 1311 im Jahr 2002, in Großbritannien von 741 auf 378, im katholischen Spanien von 3279 auf 2634. In Deutschland zwingt der Priestermangel schon die Bischöfe zur Zusammenlegung von Gemeinden und zur Schließung von Gotteshäusern.

Die Forderungen der Reformgruppen orientieren sich (auch) an dieser Entwicklung. Die Kritiker verlangen wegen der fehlenden Priester mehr Rechte für katholische Laien, besonders für Frauen. Sie sollen Gottesdienste abhalten und Gemeinden leiten, Ehen schließen, Kinder taufen und Verstorbene beerdigen können – alles Forderungen, die trotz der seelsorgerischen Misere in Rom auf taube Ohren stoßen. Ein freiwilliger Zölibat könnte den Zugang zum Priesterberuf wieder attraktiver machen.

Während die europäischen Reformgruppen sich vor allem an der unbeweglichen Hierarchie abarbeiten, haben die Kirchenreformer anderswo andere Sorgen. In Lateinamerika geht es der Kirchenreformbewegung längst nicht mehr nur darum, die institutionellen Strukturen zu verändern.

Die Soziologin Elfriede Harth, jahrelange Sprecherin der „Internationalen Bewegung Wir sind Kirche“, die selbst in Kolumbien geboren ist, kennt die Realität vor Ort. „Es gibt Maultierwege, keine Autobahnen. Ein Priester muss allein ein Gebiet betreuen, das so groß ist wie eine Diözese in Deutschland mit Hunderten von Priestern“.

Gläubige in solchen Regionen können von Glück sprechen, wenn einmal im Jahr der Priester vorbeikommt, um den Gottesdienst abzuhalten. Das Verhältnis von Priestern zu Gläubigen liegt in Europa etwa bei 1:1500, in Brasilien bei 1:20 000. Bereits auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962 bis 1965) hat die brasilianische Bischofskonferenz die Forderung eingebracht, den Pflichtzölibat der Priester aufzuheben. Das vatikanische Konzilsmanagement ließ die Eingabe damals aus den Archiven der Kirchenversammlung entfernen.

Vielerorts hatten sich, nicht nur in Lateinamerika, sogenannte Basisgemeinden gebildet, um aus der Misere herauszukommen. Harth: „Die Gemeinden müssen sich selbst in die Hand nehmen, falls ihnen ihr Glaubensleben wichtig ist. Je gottverlassener das Nest irgendwo in der Welt ist, desto mehr sind sie zur Selbsthilfe gezwungen. Die Reformgruppen treiben diesen Prozess überall voran. Diese Entwicklung missfällt dem Vatikan sehr, und er versucht, die Basisgemeinden wieder auf Linie zu bringen, was ihm nicht mehr vollständig gelingt“.

Zu schaffen macht der Kirche zudem die Abwanderung von Mitgliedern in andere Glaubensgemeinschaften, vor allem in der Dritten Welt. Viele Gläubige fühlen sich mit ihren spirituellen Bedürfnissen in der katholischen Kirche nicht mehr gut aufgehoben. „Wohlfühl“-Kirchen wie die Pfingstgemeinden mit „Swing and Shout“-Gottesdiensten sind auf dem Vormarsch.

Verstärkt wird das Gefühl der emotionalen Verlassenheit durch die Globalisierung und den mit ihr verbundenen Zusammenbruch der gesellschaftlichen Strukturen. Maria José Rosado Nunes von der brasilianischen Reformgruppe „Católicas pelo Direito de Decidir“ beschreibt diese Situation: „Es gibt heute eine regelrechte Völkerwanderung, die die Menschen entwurzelt. Doch die katholische Kirche ist häufig nicht präsent genug oder zu sehr in überkommenen Erklärungsmustern gefangen, die der neuen Wirklichkeit nicht gerecht werden. Sie kann den Menschen nicht dabei helfen, sich in diesen neuen Situationen

einzurichten und Sinn zu finden für ihr Leben“. Allein in Brasilien sind etwa 15 Prozent der Gläubigen Pfingstler, Tendenz steigend.

Eine ganz ähnliche Entwicklung vollzieht sich in Afrika. Missionare rechnen damit, dass 50 Prozent der Christen Afrikas im Jahre 2050 zu Pfingstgemeinden oder anderen neuen Glaubensgemeinschaften gehören werden, die der afrikanischen Realität offenbar weit mehr gerecht werden.

Angesichts dieser Entwicklung wirken die katholischen Reformgruppen wie eine überaus brave Opposition. Sie sammeln Unterschriften, diskutieren, formulieren Resolutionen und Stellungnahmen seit vielen Jahren. Spricht man mit katholischen Dissidenten, fühlt man sich an DDR-Zeiten erinnert, wo es Ausreisewillige gab und solche, die im Lande bleiben und dort etwas verändern wollten. „Es ist uns ganz wichtig“, betont Weisner, „eine Stimme in der Kirche und nicht gegen die Kirche zu sein.“

Wie die Dissidenten in Osteuropa sich auf die wahren Ideen des Sozialismus beriefen, so pochen auch die Reformer in der katholischen Kirche auf eine höchste Autorität. Weisner: „Zentralisierung und Machtkonzentration in der römischen Kurie bis hin zur Unfehlbarkeit des Papstes waren von Jesus auf keinen Fall gewollt. In seiner Enzyklika 'Ut unum sint' (Damit sie eins seien) hatte Papst Johannes Paul II. 1995 selbst dazu eingeladen, über das Papstamt nachzudenken. Genau das wollen wir tun.“

Weisners Mitstreiterin Elfriede Harth ist inzwischen bei „Catholics for a Free Choice“ tätig und arbeitet von einem kleinen Büro bei sich zu Hause in Versailles aus. Harth war bis vor zwei Jahren als Katechetin in der Pfarrei für die Einführung von Grundschulern in den katholischen Glauben zuständig, eine reine Kirchenangelegenheit in einem Land, das den Religionsunterricht aus den Schulen verbannt hat. Die Wahlfranzösin sieht einfach „keinen Sinn mehr, die Bischöfe und Kardinäle zu verändern“. Für sie haben die alten zölibatären Männer an der Kircheng Spitze ihre Chance längst verspielt. „Wir sind bereits die Kirche, die anders ist“, sagt sie selbstbewusst, „wir sind Katholiken mit Funktionen in den Gemeinden und gestalten dort eine andere Kirche.“

In der althehrwürdigen Kathedrale von Mexico City zeigte der mexikanische Ableger der Gruppe, wie ihre Kirche beschaffen ist. Zum Weltaidstag okkupierten die Mitstreiter von „Católicas por el Derecho a Decidir“ in dem Gotteshaus einfach einen Altar. An dem zelebrierten sie – ohne Genehmigung – einen Gottesdienst für Aidskranke und deren Angehörige. Der Andrang war groß. Ein Priester predigte: „Wer sich nicht mit Kondomen schützt, stirbt“, Der örtliche Klerus war empört, der Erzbischof von Mexico verlangte von den Organisatoren den Namen des Predigers, natürlich vergebens.

Sieben Büros gibt es schon von „Catholics for a Free Choice“ in Lateinamerika: in Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Kolumbien, Mexico und Peru. Der Hauptsitz der Organisation ist in den USA.

Die Gruppe macht den päpstlichen Nuntien Konkurrenz in der katholischen Lobbyarbeit bei den Regierungen und ist bei den Vereinten Nationen als Nichtregierungsorganisation mit besonderem Beraterstatus akkreditiert. „Catholics for a Free Choice“ versteht sich als katholische Gegenstimme zum Vatikan. Ihre Vertreter werben bei Parteien, Regierungen und gesellschaftlichen Institutionen in den jeweiligen Ländern für alternative Standpunkte zu denen der Amtskirche. Sind die Vatikanvertreter zum Beispiel bei einer Gesetzesreform strikt gegen Abtreibungen, erklären sie den Parlamentariern, dass es eine mehrheitlich anders denkende katholische Basis gibt. Die Arbeit von „Catholics für a Free Choice“ wird von Spenden und Stiftungen finanziert.

Dem Vatikan schmeckt die Konkurrenz aus dem eigenen Haus überhaupt nicht. Das bekam erst unlängst der Europarat zu spüren. Der hatte neben den abgesandten der Evangelischen Kirche in Deutschland, des Patriarchen von Moskau und der jüdischen Gemeinden in Frankfurt auch Elfriede Harth zu einer Anhörung über „Frauen und Religion“ eingeladen.

Der Vatikan zog aus Protest dagegen seine Delegierte zurück – immerhin eine Frau.